

Fesseln für den Lastkraftverkehr?

Von Dr. Hugo Ranfen.

Jede neue technische Erfindung schädigt die Ansprüche alter Einrichtungen. Mit der ersten Dampfmaschinen wurde abgebaut, was die Niederlegung des alten, privilegierten Postfuhrverkehrs. Aber alle Vorteile, die die Eisenbahn, die man dem Bau neuer Eisenbahnen unter dem Hinweis auf die Schädigung wohlverbodener Rechte entgegensetzte, blieben vergeblich. Die Eisenbahn legte nicht nur über die Postfuhr, sondern auch über die früheren Gütertransportmittel Verfallsfristen. Die Kampfströme, die Träger des früheren Warenverkehrs, verdrängte, je mehr das Eisenbahngeschäft ausgebaut wurde. Aber die Entwicklung steht nicht still. Der Kraftwagen beginnt heute wieder die Eisenbahn zu verdrängen. Sowohl der Personen- wie der Güterverkehr der Reichsbahn leidet von Jahr zu Jahr mehr unter der Konkurrenz des Automobils. Und jetzt kommt wieder die Reichsbahn und fordert unter Berufung auf ihre alten Rechte, auf die Inbetriebnahme großer Kapitalien in den Eisenbahnanlagen und auf die Rückzahlung, dieses Kapital zu bezwingen, eine Einschränkung der Konkurrenz des Kraftwagenverkehrs.

Die Denkschrift, in der die Reichsbahn zur Vermeidung der Entwertung der gesamten Lastkraftwagenverkehrs von einer Gemeinde zur anderen für die in Anspruch nahm, war nach dem betriebsmäßigen Prinzip abgelehnt, nicht viel zu fordern, um einiges durchzusetzen. Fast scheint es, als sollte diese Forderung in diesem Falle triumphieren. Der Deutsche Industrie- und Handelsrat hat jedoch in einer zweiten Denkschrift zu der Forderung der Reichsbahn, die Betätigung des Lastkraftwagens auf dem Gebiet des Gütertransports durch Steuern möglichst frühzeitig einzuschränken, Stellung genommen. Diese zweite Denkschrift kommt der Reichsbahn hinsichtlich des Anspruchs auf ein Monopol in der Güterbeförderung von einem Ort zum anderen weit entgegen. In zwei Punkten nur lehnt der Industrie- und Handelsrat die Forderungen der Reichsbahn ab. Die Verwendung des Kraftwagens zum Gütertransport durch Industrie und Handel selbst soll unbefehret bleiben. Nur der zu gewöhnlich ausgedehnte Transport mit Lastkraftwagen auf Entfernungen von mehr als 50 Kilometer soll beschränkt werden. Ferner aber soll nicht die Reichsbahn selbst das verbotene Beherrschungsrecht in Gestalt der Erhebung einer Ausgabekasse erhalten, sondern das Recht soll den gewerblichen Gütertransport auf weitere Entfernungen einer Konzessionspflicht unterworfen und auf diese Konzession eine laufende Abgabe neben der allgemeinen Straßenerhebung erhoben.

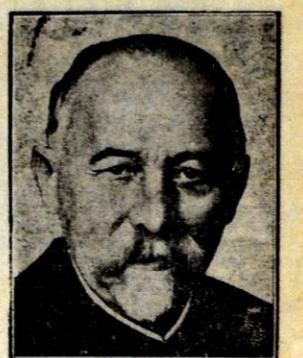
Das Kompromiß, das der Deutsche Industrie- und Handelsrat vorschlägt, ist aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen unannehmbar, denn es würde eine unrentable Beherrschung der Straßindustrie vor der Klein- und Mittelindustrie mit sich bringen. Das Großunternehmen kann sich zur Förderung seiner Stoffe und Waren eigener Lastkraftwagen bedienen. Der Kleinbetrieb muß sich an einen gewerblichen Transportunternehmer wenden, wenn der Selbsttransport auf eigenen Wagen nicht rationell genug ist. Er ist dadurch an sich schon gezwungen, den gewerblichen Betrieb zu benachteiligen. Würde aber der Verkehr des Industrie- und Handelsrates verwirklicht werden, so würde das Großunternehmen seine Transporte auf eigenen Lastautos "rei von jeder Straßenerhebung vornehmen können. Kleiner- und Mittelbetriebe aber hätten die Abgabe zu tragen, die das Lastkraftwagen-Güterverkehrs natürlich auf seine Kosten abwälzen würde, aber sie müßten für ihre Transporte weiter die Eisenbahn benutzen. Auf diese Weise darf das Problem Eisenbahn-Nachverkehr nicht gelöst werden. Eine zureichende materielle Belohnung des gewerblichen Automobilverkehrs gegenüber dem privaten muß unter allen Umständen abgelehnt werden, weil sie ja nicht den gewerblichen Transportunternehmer, sondern eine Konkurrenz treiben würde, während der Wettbewerb sich durch Einschränkung des Lastkraftwagens leicht von dieser Belastung befreien könnte. Der Wettbewerb zwischen Reichsbahn und Kraftwagen ist eine natürliche Folge der modernen schrittweisen Entwicklung. Es kann nicht Aufgabe des Staates sein, in diesen Konkurrenzkampf zu

gegenüber der Eisenbahn, also des technisch rückfälligeren Transportmittels, einzugreifen. Geschick ist aber dennoch, so darf der gewerbliche Lastkraftverkehr nicht schlechter als der der

Arbeitsmarkt und Baugeldmarkt.

Woh. Berlin, 28. März. (Ztl.) Der Reichsarbeitsminister hat im Hinblick auf die ungewisse Zunahme der Arbeitslosigkeit im Baugewerbe gestern die Vertreter der kommunalen Spitzenverbände, des Deutschen Städtebundes, des Deutschen Land- und Forstwirtschaftsbundes, ferner des Deutschen Sparbundes und Giroverbandes und Vertreter des Reichsarbeitsministeriums zu sich geladen, um sie auf die drohenden Zustände aufmerksam zu machen, die sich auf dem Arbeitsmarkt durch die Verknappung der für den Baugewerbe zur Verfügung stehenden Mittel entwickeln. Zu den verschiedensten Schwierigkeiten auf dem Baugeldmarkt seien noch die Schwierigkeiten bei den Gemeindefinanzen gekommen, die im Besonderen die Teil der Anleiheemittel und der Finanzplanung der Sparbünde für die Umschuldungsaktion betreffen. Der Minister betonte, daß die Lage auf dem Arbeitsmarkt des Baugewerbes weit über die saisonmäßige Arbeitslosigkeit hinaus zu einer fast konstanten Arbeitslosigkeit geführt hat. Während im Februar 1928 nur 33 v. H. der gewer-

schäftlich organisierten Bauarbeiter arbeitslos gewesen sind, waren es deren im Februar 1929 63 v. H. bei gleichen Witterungsverhältnissen. Der Minister erklärte, bei aller Würdigung der wirtschaftlichen Notwendigkeit der Kommunen sei es doch unerlässlich, gerade jetzt die Bauwirtschaft im allgemeinen und in besonderen den Wohnungsbau auch durch Maßnahmen der Kommunen zu steigern. Der Präsident des Deutschen Städtebundes, Dr. Wulfer, sagte einbringlich über die wirtschaftliche Not der Kommunen. Er erklärte sich aber schließlich doch bereit, den durchaus als berechtigt anzuerkennenden Wünschen des Reichsarbeitsministers, soweit es den Kommunen nur irgend möglich sei, Rechnung tragen zu wollen. Die übrigen Vertreter der kommunalen Spitzenverbände schlossen sich diesen Ausführungen an. Der Vertreter des Deutschen Land- und Forstwirtschaftsbundes, Herr v. Stempel, berichtete, daß in den Landkreisen die Sparbündemittel für den Wohnungsbau durch die kommunale Umschuldung nicht getriert würden. Alle Vertreter wiesen jedoch auf den erheblichen Rückgang in den Sparbündelanlagen im allgemeinen hin.



Prof. Dr. h. c. Die Universität Münster hat den 71-jährigen Vater...

Die Universität Münster hat den 71-jährigen Vater des Prof. Dr. h. c. aus Bielefeld in Münster im Liburg zum Ehrenbürger der Philosophie ernannt. Der Vatermeister hat schon seit früher Jugend neben seiner Berufstätigkeit botanische Studien getrieben und sich namentlich über eine Gruppe von Flechten außergewöhnliche Kenntnisse erworben, die er in einem wissenschaftlich bedeutenden Werk niedergelegt hat.

Staub, ein neuer Feind des Verbrechers.

Ausbau der wissenschaftlichen Untersuchung bei Straftaten.

(*) In Paris ist in diesen Tagen ein Buch erschienen, das auf Grund einer Staubanalyse des Prof. Dr. h. c. in Münster, der nachweisen konnte, daß der Angeklagte nicht, wie er behauptete, sich zuerst des Verbrechens an einem anderen Ort begangen hatte. Die Staubanalyse des Verbrechens, der anschließend den Staub auf den Fingern und dem Kragen v. Verdächtig untersuchte, war so überzeugend, daß der Angeklagte ein Geständnis ablegte.

Verfolgung und Überführung von Verbrechern sind zu einer Wissenschaft geworden, an der heute auch die verschiedensten Zweige der Wissenschaft einen sehr großen Anteil haben. Der moderne Detektiv läßt nicht mehr, wie der selbige Herold Holmes, mit einer Pfeife im Mund und einem achtschüssigen Revolver in der Hüfttasche herum, sondern er stützt zusammen mit Chemikern, Mikrophotographen und Elektrotechnikern im Laboratorium und verrichtet

eine Arbeit, die genau so viel Wissenschaftigkeit und Sorgfalt erfordert wie die jedes anderen Gelehrten. Die Vollstreckung aller Länder der Welt besitzen heute eigene Forschungsanstalten, in denen hervorragende Fachgelehrte als ständige Mitarbeiter des Kriminalpolizei tätig sind und die man ausgehätet hat mit allen Apparaten und Vorrichtungen, die auch die Laboratorien der Chemiker und Naturwissenschaftler haben.

Die Untersuchung der Blutgruppen ist für die rassistisch untersuchende Wissenschaft bereits etwas Altes; heute beschäftigen sich

die wissenschaftlichen Kriminalisten mit der Analyse des Staubes, die sich in wenigen Wochen schon zu einem wichtigen Hilfsmittel zur Aufklärung von Verbrechen entwickelt hat. Erfinder und Ausarbeiter dieser Idee ist einer der international bekanntesten wissenschaftlichen Kriminalisten, der Leiter des Polizeilaboratoriums von Lyon, Dr. Edmund Locart. Als erster sammelte er den Staub von den Kleidern Geiselter, den Staub auf der Haut, unter den Nägeln, im Gebirg, aus den Haarschneidern, den Strahlen und den Haaren, kurz von überall her, wo nur irgend eine Zusammenkunft mit Verbrechern und Verbrechern vermutet werden kann. Seine Theorie von der Analyse des Staubes haben inzwischen auch andere Polizeileute (darunter auch deutsche) übernommen und ausgebaut, so daß die chemische und mikroskopische Untersuchung dieser winzigen Staubteilchen schon zu hoher Vollkommenheit entwickelt worden konnte.

Französische und deutsche Kriminalisten haben jetzt schon

große Erfolge mit der Staubanalse erzielen können. Vor kurzem konnte Kriminalkommissar Popp einen Angeklagten überführen, der im Verdacht hand, seine Frau ermordet zu haben. Und zwar versuchte der Verdächtige, ein Alibi nachzuweisen, was ihm auch fast gelang. Popp untersuchte daraufhin in einem Berliner Laboratorium seine Hiesel und die Untersuchung ergab, daß er unmöglich an jenem Ort gewesen sein konnte, wo er angegeben hatte. Aus der Folge der Schmutzanalyse auf den Schuhen erkannte Popp, daß der Beg des Angeklagten ihn durch einen Staub, kaum über eine Meile und schließlich über den Boden der Wohnung geführt hatte, in der seine Frau sich zur

Zeit der Mordnacht aufhielt. Als der Kommissar vor Gericht diese Theorie sehr ausführlich entwickelte, ohne daß er jemals an dem Torte des Verbrechens gewesen war und dadurch die Verlichtung hätte kennen lernen können, legte der Mörder ein Geständnis ab, ihm wahr

der Staub zum Verurte geworden.

In dem jetzt aus Paris gemeldeten Fall handelt es sich darum, daß in einem Wäldchen die Leiche des Kaufmanns Boulay gefunden worden war. Die Pariser Polizei hatte sich wochenlang vergeblich um die Auffindung des Verbrechens bemüht, um ja schließlich den Professor Saccajones hinzu, da es erstes allen Staub sammelte, der an der Leiche haften. Die im Pariser Polizeilaboratorium vorgenommene Analyse dieses Staubes ergab, daß das Verbrechen nicht in dem Wäldchen verübt worden sein konnte, sondern es zeigte sich, daß der Ermordete niedergefallen worden war an einem Ort, dessen Boden mit Sand und Sägespänen bedeckt gewesen ist. In den Kleidern und den Haaren der Toten fand man außerdem noch Kohleleichen im Staub von Torfgräben. Saccajones behauptet jetzt, daß der Mord in einem Keller geschehen sei, was die Kriminalpolizei auch tatsächlich auf die richtige Spur brachte: der Täter war der Portier Teiffier, der

Boulay in einem Keller niedergefallen und herabst hatte.

Ein weiterer, höchst interessanter Fall, in dem die wissenschaftliche Mikroskopie eine ausgiebige Rolle gespielt hatte, ist der Mordprozess Duquesne, der kürzlich mit der Beurteilung der Angeklagten endete. Die Verurteilung war von vorn herein auf die chemische Untersuchung kleinstofflicher Substanzen. In einer Vorstrafe in Brüssel hatte man einen Mann gefunden, dessen Schädel von einem Schießblei gespalten worden war. Mikroskopische Messungen ergaben, daß ein Blei solcher Größe nur Angehörige eines bestimmten Brüsseler Regiments sind. Schon am nächsten Morgen ließ der Kommandeur dieses Regiments sämtliche Urlauber mit ihren Viehwagen schickter untersucht wurden. Diese mikroskopische Untersuchung ergab, daß zwar alle Schiele sauber waren, nur an einem einzigen ließ sich ein bleiföhriger Vergrößerung eine kleine Scharte feststellen, in die ein winziges Stückchen Graubrot eingeklemmt war. Der Täter hatte nach dem Mord es handelte sich um eine Eisenkammer, die im leuchtendem Strah abgewischt, ohne sich davon überzeugen, ob nicht irgendwelche Reste des Strafes an der Klinke haften gelassen waren.



Die neue rumänische Gesandte in Berlin. George Aurelian, der zum Nachfolger des abberufenen Gesandten Petrescu-Commern ernannt wurde.

Reise ohne Beweise.

Von Jo Hanns Ködler.

Man kann es niemals allen Menschen recht machen. Oder können es uns die anderen nicht recht machen? Jedenfalls — das Leben ist schwer. Da war zum Beispiel Mar Meier, ein braver Bürger aus Grünau, von dem eigentlich nichts weiter zu berichten wäre, als daß er in Grünau eine Frau und einen Porzellanladen besaß und jedes Jahr auf vier Wochen verreiste. Da er seine Fahrkarte nicht am Grünauer Bahnhof kaufte und unterwegs keine Anstehpostkarten schrieb, wußte man nie genau, wohin eigentlich Mar Meier gereist war, wie er überhaupt gereist war, wann er gereist war, ob er gereist war ganz Grünauer, denn schließlich hatte der Mann hier seinen Wohnsitz und lebte somit von ihnen. Da konnte man auch erwarten, daß man erfährt, was der Mann mit ihrem Gelde machte.

Dieses Jahr behauptete Mar Meier, wäre er in Reapel gewesen.

„Wie hast du denn?“, fragte ihn Quengler, der jeden zweiten Monat einen Sappenzeller bei ihm kaufte.

„Wie soll es schon gewesen sein?“

„Haben Sie das berühmte Aquarium besucht?“

„Nein.“

„Aber in Pompeji sind Sie doch gewesen?“

„Auch nicht in Sorrent und Capri.“

„Nein.“

„Ja, warum reisen Sie denn überhaupt, wenn Sie sich nichts ansehen? Nur, um das Nationalmuseum zu besuchen?“

„Was? Wie?“, wurde jetzt Quengler misstrauisch. „Haben Sie mal, lieber Herr, Sie waren wohl überhaupt nicht in Reapel? Sie wollen uns wohl in weil wir so bumm und Ihr Porzellan kaufen, können Sie uns alles aufbinden? Wo waren Sie denn in Reapel?“

„Ach, überall“, lüchelte Meier höflich, um den Kunden nicht gerade zu verletzen, in Santa Lucia zum Beispiel.

„In Santa Lucia? Das wissen Sie wohl aus der Operette? Nein, nein, Sie erzählen uns hier Märchen, und in Wirklichkeit sind Sie vielleicht in Rudolfsnabel gewesen. Mich können Sie nicht mehr veralbern. Sie kleiner Globetrotter Sie, aber das eine will ich Ihnen klären: Porzellan kaufe ich feins mehr bei Ihnen!“

Mar Meier ist die Sache äußerst peinlich. Hat er das nötig gehabt? Natürlich war er in Reapel, auch in Pompeji, im Aquarium und in Sorrent. Aber erstens erzählt er das seinen Kunden nie, g.u.m. damit sie nicht sofort denken, ihm gebe es zu gut, und er verdiene subito an ihnen. Und zweitens liebt er das Gedächtnis nicht, er liebt es nicht, tausendmal das Wort unerhört und wunderbarlich, sondern hat es zu wiederholen und zu hören. Früher hatte er es getan, hatte erzählt, wie gut ihm dies gefallen hätte und wie schön jenes gewesen wäre. Aber jetzt hatte der andere irgendeine belanglose Nebenwärtigkeit gemerkt, wo er, Mar Meier, nicht gewesen war, und dann schnell der andere vor Stolz an und erklärte:

„Wenn Sie das nicht gesehen haben, dann haben Sie überhaupt nichts von der Stadt und dem Lande gesehen. Das war das unerschöpfliche vom ganzen. Aber Sie verhehlen eben nicht zu reisen!“

Darüber hatte sich Meier jedesmal geärgert und endlich beschloß, in Zukunft überhaupt nicht

mehr zu erzählen. Er wollte einfach sagen, daß er dies nicht gesehen hätte und jenes nicht, vielleicht lieb man ihn dann in Ruhe. Aber da war er jetzt auch wieder mit Quengler hineingefallen. So ging alles weiter, und er beschloß, von heute ab einfach alle Kunden auf alle Fragen bejahend zu antworten, ganz gleich, ob es stimmte oder nicht. Vielleicht waren dann die Menschen zufriedener.

„Sie waren in Reapel“, traf ihn kurz darauf Walter Wimmer.

„Ja“, nickte Mar Meier.

„Wo keine Reapel. Es ist wunderbar.“

„Einfach fabelhaft. Ganz toll. Einmalig in der Welt.“

„In Pompeji waren Sie doch auch? Da geht doch jeder mal hin.“

„Gewiß.“

„Sagen Sie, da rennen Sie nun alle hin. Aber das berühmte Reapel kennt keiner. Auch Sie nicht. Sagen Sie im Alchimistengeschichten.“

Mar Meier war nicht im Alchimistengeschichten. Mar Meier wußte überhaupt nicht, daß es in Reapel ein Alchimistengeschichten gab. Aber er sagte, um sich unnötigen Ärger zu ersparen, einfach:

„Ja.“

„Sie waren wirklich dort?“

„Sagen Sie, das gefällt mir von Ihnen“, ärgerte sich Wimmer, daß Meier die Gasse auch kannte und ihm somit kein Verstoß verband. „Diese Alchimistengeschichte gibt es nur einmal in Europa. Diese kleine Häuser! Diese alten Alchimisten!“

„Vor allem der eine“, ergänzte Meier.

„Ja, vor allem der eine.“

„Der mit der langen Nase.“

„Das ist doch der Sohn von dem Vater?“, wußte Meier fähiger.

„Das aber ist Wimmer auf. Er blieb eine Weile ruhig, dann sagte er:

„Sagen Sie mal, mein Vetter, wie haben Sie denn die Gasse gefunden?“

„Ach, rein zufällig.“

„So?“,

„Ja, ich ging in Reapel spazieren, auf einem Weg, wie Sie da.“

„Die Alchimistengasse?“

„Ja.“

„Aun will ich Ihnen mal was erzählen, mein guter Vetter“, sagte sich da Wimmer in Vose. „Sagen Sie, was Sie nicht in Reapel. Sie sind überhaupt nicht in Reapel gewesen. Das ahnen wir nämlich Grünau schon lange.“

„Erlauben Sie mal!“

„Nein, mein Vetter, hier haben Sie sich einm richtig bedehert. Ich habe mich nämlich geirrt. Das Alchimistengeschichten liegt nämlich gar nicht in Reapel, das liegt in Prag. Mich können Sie nicht mehr veralbern. Sie kleiner Globetrotter, Sie, in das eine will ich Ihnen klären: Porzellan kaufe ich feins mehr bei Ihnen!“

Diese Geschichte hat sich wirklich ereignet. Mar Meier erzählt sie mir selbst vor einigen Tagen Karlshad.

„Die Leute können einem eben nichts“, fügte traurig hinzu.

„Aber, Ihnen denn das Reisen wirklich so freudig“, fragte ich ihn, „daß Sie jedes Jahr ein anderes Land fahren?“

„Nein, eigentlich gar nicht“, schauete Meier sich, „aber man muß doch überall gewesen sein, die Leute ausfragen zu können, wenn sie von ihm Reisen erzählen.“ (a)